

an die Habilitationsschrift des Jubilars (von 1948) das Schicksal der Kosaken, hauptsächlich der Donkosaken, während ihrer historischen Endphase 1917–1920. Unter dem Gebot ideologischer Verwertungen erkennt er eine deutliche Manipulierung ständischer Traditionen. — Hans Lemberg (Düsseldorf): „Gibt es eine tschechoslowakische Geschichte? Versuche einer nationalen Geschichtsintegration“ (S. 376–391), beschreibt auf historiographische Weise das Scheitern eines nationalen Integrationsversuches. Der „Zwerg“ der jungen slowakischen Historiographie konnte sich gegen den „Riesen“ einer etablierten tschechischen Geschichtswissenschaft doch nicht durchsetzen. — Jerzy Kozeński (Posen): „Die Historiographie der polnisch-tschechoslowakischen Beziehungen 1918–1945“ (S. 393–407), der sich auch an anderer Stelle zum gleichen Problem geäußert hat, verfaßte einen kritischen, sehr eindringenden Forschungsbericht über eine undurchsichtige, verwinkelte Periode der Beziehungsgeschichte. Manches bleibt ungeklärt. — Klaus-Detlev Grothusen (Hamburg): „Südosteuropa und Südosteuropaforschung. Zur Lage der Südosteuropa-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland“ (S. 408–426), liefert eine etwas trocken geratene Standortbestimmung dieses Faches nach dem Stand von Anfang 1975; die vielen Versuche einer Begriffsabgrenzung „Südosteuropa“ erscheinen nicht sonderlich ergiebig. Der Hinweis auf die Forschungsmöglichkeiten innerhalb der akademischen Organisation ist dagegen nützlich. — Gerd Noetzel (Schwäbisch Gmünd): „Osteuropa im Geschichtsunterricht der Hauptschule. Skizze einer Bestandsaufnahme“ (S. 427–446), berichtet von der Basis. Sein Beitrag, den die Herausgeber an den Schluß des umfangreichen Bandes gerückt haben, kommt zu dem beunruhigenden Ergebnis, daß Osteuropa im Geschichtsunterricht der Hauptschule „noch längst keinen angemessenen Platz hat“ (S. 445). — Rolf-Peter Habbig (Neuß): „Osteuropäische Geschichte auf der Sekundarstufe II in den Schulen der Bundesrepublik Deutschland. Bilanz einer defizitären Situation und Wege zur Verbesserung“ (S. 447–461), liest sich komplementär zu dem vorangegangenen Beitrag; auch das Fazit dieses Beitrags kann nicht heiter stimmen. Der Vf. muß leider eine ungenügende und z. T. unzureichende Informationsvermittlung über die osteuropäische Geschichte nachweisen. Damit schließt der Band ab.

Resümiert man zum Ende noch einmal die Fülle und die Vielfalt der Beiträge, so ergibt sich, daß beinahe so etwas wie ein „Querschnitt“ durch die historische Osteuropa-Forschung entstanden ist. Also doch eine echte Festschrift, und, wie es scheint, eine besonders gelungene. Das ist selten.

Berlin

Klaus Meyer

Forschungen zur osteuropäischen Geschichte. Band 24. (Osteuropa-Institut an der Freien Universität Berlin, Historische Veröff., Bd. 24.) In Kommission bei Otto Harrassowitz. Wiesbaden, Berlin 1978. 336 S., 7 Abb. a. Taf.

Elf von den zwölf Beiträgen des vorliegenden Bandes gehen auf Referate zurück, die der 3. Konferenz über Fragen der altrussischen Geschichte in Oxford (1.–4.9.1975) als Diskussionsgrundlage vorgelegt wurden. Diese Altrußland-Konferenzen haben bereits Tradition: Eine erste in Claremont/Kalifornien und eine zweite in Berlin gingen 1968 bzw. 1971 voraus, die vierte ist wiederum in Berlin 1978 gefolgt. Kontinuität der Kommunikation im kleinen Kreise von Experten, in diesem Falle westlicher Kenner des alten, d. h. vorpetrinischen Rußland, erlaubt sehr spezielle Fragestellungen und bildet die Voraussetzung für wissenschaftlich weiterführende Ergebnisse. Die ersten vier Beiträge erwei-

sen das an sehr unterschiedlichen Themen: Frank Kämpfer (S. 9—19) geht der Herkunft des Langstabes (Posoch) als Herrschaftszeichen im Moskauer Rußland nach und plädiert überzeugend für Byzanz (Dikanikion), allerdings zuerst auf dem Umweg über Novgorod; Wladimir Vodoff (S. 21—38) folgt dem Bedeutungswandel des Begriffes „Votčina“ vom wirklichen Vatererbe/Patrimonium bis zum Territorium pseudohistorisch und durch den christlich-orthodoxen Missionsauftrag legitimierter Zarenherrschaft; Fairy v. Lilienfeld (S. 39—64) führt ihre langjährigen Bemühungen um die Deutung von Fedor Kuricyns „Laodiceischem Sendschreiben“ einen Schritt weiter, indem sie nun eine Verbindung von kabbalistischen und hermetischen Traditionen als tragend ansieht und die intellektuelle Krise Rußlands in der Begegnung mit Renaissance-Europa als umfassender weiterer Erforschung bedürftig erkennt; Carsten Goehrke (S. 65—85) schließlich versucht mit neuem, verfeinertem Methodenansatz, das quellenbedingt schwierige „Problem von Bevölkerungsziffer und Bevölkerungsdichte des Moskauer Reiches im 16. Jahrhundert“ zu lösen. Es ergeben sich für 1550 6—6,5 Millionen Einwohner. Das entspricht einer Dichte von 4—4,3, ein Wert, den die Länder West- und Südeuropas zur gleichen Zeit um das Fünf- bis Zehnfache übertrafen. Allen vier thematisch so verschiedenen Studien sind fundierte Kritik, die Erkenntnis über Erwartungen komplizierter Zusammenhänge und der vergleichende Blick über die russischen Grenzen hinweg eigen.

Prinzipiell grenzüberschreitend ist eine zweite Gruppe von drei Beiträgen, die man generell dem Bereich der Außenpolitik zuordnen kann. Unmittelbar ist diese betroffen durch die Vervollständigung der Korrespondenz zwischen Königin Elisabeth I. und Ivan IV. von 1561—1583. Henry R. Huttenbach (S. 101—130), dessen Archivstudien sie zu danken ist und dem damit auch der endgültige Nachweis des Korrespondenzcharakters, d. h. der ungebrochenen Kontinuität gelingt, sieht die englisch-russischen Beziehungen dieser Zeit durch eine enge Verflechtung kommerzieller und politischer Interessen gekennzeichnet, wobei auf englischer Seite eindeutig die kommerziellen, auf russischer nicht ganz so eindeutig die politischen dominierten. In den anderen Beiträgen dieser Gruppe geht es nicht um außenpolitische Aktionen, sondern um Diplomaten als Vermittler von Informationen über das Ausland. Knud Rasmussen (S. 87—99) erschließt aus den Instruktionen und Berichten der Gesandten nach Polen/Litauen im 16. Jh., daß im Moskauer Außenamt (Posol'skij Prikaz) ein besonderes, durch die eigene Nachbarschaft bedingtes regionales Interesse an der Krim, der Walachei und der Türkei bestand. Im übrigen erweisen sich die Diplomatenakten für den Informationsstand als Quelle von beschränkter Aussagekraft, die Instruktionen etwa nahmen im Laufe der Zeit zum Teil Formularcharakter an. Der entgegengesetzten Richtung des Informationsflusses folgt Walter Leitsch (S. 163—177) in einem vorläufigen Bericht über die Wirkungsgeschichte der Herbersteinschen *Moscovia*. Schon eine Auswahl von westlichen Rußlandautoren der zweiten Hälfte des 16. und des 17. Jhs. zeigt, daß sie Herbersteins Buch zwar gekannt, aber mit einer Ausnahme (Guagnino 1578) keineswegs so hemmungslos ausgeschrieben haben, wie man das seit Ključevskij allgemein angenommen hat. Es habe ihnen, die ganz überwiegend ebenfalls im diplomatischen Dienst standen, wohl vor allem vor der Reise als einführende Lektüre gedient, ohne daß sie sich bei der Abfassung ihres eigenen Werkes nach der Rückkehr die Abgewogenheit des Herbersteinschen Urteils zum Vorbild genommen hätten.

Träfen die negativen Urteile der Ausländer und späterer Historiker alle zu, so blieben das Funktionieren und die Erfolge der Moskauer Autokratie im

17. Jh. unverständlich. Das legt die Frage nahe, wer in ihr — vom jeweiligen Autokraten abgesehen — geplant, entschieden und verwaltet hat. Eine Antwort versuchen unter verschiedenen Aspekten drei Beiträge: Hans-Joachim Torke (S. 179—201) verfolgt den „Machtverfall der Duma“ und stellt als realen Machtträger nicht eine Duma-Aristokratie, sondern die im jeweiligen Günstling und in seinem Anhang verkörperte „Oligarchie in der Autokratie“ fest. Daran änderte auch nichts, daß die Günstlinge in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sich zu führenden „Staatsmännern“ mauserten und daß die Duma mit den Zentralämtern verschmolz. Zu einem sehr ähnlichen Ergebnis kommt Bickford O'Brian (S. 223—235) in einem Abriß der Entwicklung des Prikaz-Systems. Die Prikaz-Verwaltung wurde von eben jenen Günstlingen/Staatsmännern ausgebaut, die sich ihrer durch Ämterkumulation und Patronage als Machtbasis bedienten. Robert O. Crumme y (S. 203—221) schließlich erhärtet dieses Ergebnis durch eine Analyse des Machtkampfes nach dem Tod des Zaren Michail Fedorovič (1645—1649): Nicht ökonomische Interessenparteien hätten diesen Machtkampf geführt, sondern Hofeliquen, die weniger die Bindung an einen Stand als persönliche Beziehungen und gemeinsame Gegnerschaft einten. Nimmt man diese drei Beiträge zusammen, so wird in der Tat verständlich, warum Machtwechsel zunehmend auch unabhängig vom Thronwechsel stattfand und daß die Motive des vorangehenden Machtkampfes hinter den Kulissen vielfach undeutlich bleiben. Es wird ferner einsichtig, daß dieses „System“ dem befähigten Aufsteiger in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ebenfalls zunehmend Chancen bot. Dies erklärt wiederum die relative Effektivität einer Verwaltungsbürokratie, die im Sinne des Aufstiegs attraktiv genug war, um Kräfte anzuziehen, die eine Anpassung an die steigenden Ansprüche ermöglichten. Es drängt sich geradezu auf, solche Erkenntnisse auch im Vergleich zu prüfen.

Nicht ganz in den Rahmen der Tagungsbeiträge, die in der Gedankenführung differenzierter und in den Schlußfolgerungen vorsichtiger sind, als es eine knappe Berichterstattung erkennen lassen kann, fügt sich die bewußt literaturhistorische Studie von Edward L. Keenan (S. 131—161) über Kurbskijs „Historie vom Moskauer Großfürsten“. Zwar deklariert auch K. das eigene Forschungsergebnis als Hypothese, aber die Datierung der „Historie“ auf das Jahr 1675 und ihre Zuordnung zum Moskauer Kreis gräköphiler Ukrainer um Epifanij Slavineckij ist nur dann überzeugend, wenn man seine eigene These akzeptiert, daß es den politischen Schriftsteller Fürst Andrej Kurbskij im 16. Jh. nicht gegeben habe. Ob sich K.s Hoffnung auf eine Neuauflage der Kurbskij-Diskussion erfüllen wird, bleibt angesichts der objektiven Schwierigkeiten der Materie abzuwarten; vor allem wird man die bevorstehende Edition von Kurbskijs „Novyj Margarit“ durch Inge Auerbach abwarten müssen.

In keinem Zusammenhang mit der Altrußland-Tagung steht der letzte Beitrag des Bandes — sein Thema betrifft das 18. Jh., gehört also auch zeitlich nicht mehr zum „alten“ Rußland. Es geht Joan Afferica (S. 237—336) um Entstehung und ursprünglichen Bestand der Handschriftensammlung der Eremitage in St. Petersburg — Nebenprodukt einer Monographie über den Historiker Fürst M. M. Ščerbatov. Ergebnis: Mehr als die Hälfte der historischen Handschriften und mehr als ein Drittel der Sammlung überhaupt stammen aus der Bibliothek des Fürsten. Die Rekonstruktion ist deshalb so schwierig, weil beim Übergang der Sammlung in die Kaiserliche Öffentliche Bibliothek (heute Saltykov-Ščedrin-Bibliothek in Leningrad) vor über hundert Jahren die ursprüngliche Ordnung nicht erhalten blieb. Methodisch für Spezialisten und in

Einzelheiten auch über den engeren Bereich der Buch- und Bibliotheksgeschichte hinaus ist diese Untersuchung gewiß von Interesse.

In seiner Konzentration auf die frühneuzeitliche Geschichte Rußlands ein sehr vielseitiger und reichhaltiger, sorgfältig edierter Band.

Köln

Günther Stökl

Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Rußland. Hrsg. v. Dietrich Geyer. (Neue Wissenschaftliche Bibliothek, Geschichte, Bd. 71.) Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 1975. 412 S.

Dieser Sammelband, erschienen in der verdienstvollen und jetzt leider eingestellten „Neuen Wissenschaftlichen Bibliothek“, vereinigt 15 problematisierende Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Rußlands vom 18. bis zum 20. Jh., einer historischen Disziplin, die sich — in bezug auf Rußland — erst im Laufe der letzten Jahre neue Geltung verschaffen konnte. In der traditionellen Historiographie über Rußland herrschten bisher geistesgeschichtliche oder diplomatiegeschichtliche Fragestellungen vor, soweit es sich um westliche Arbeiten handelte; und auch die sowjetische Geschichtswissenschaft hat, trotz ihrer hochspezialisierten Wirtschaftsgeschichte, die Ebene einer differenzierten sozialgeschichtlichen Analyse noch nicht immer erreicht. Insofern spiegelt dieser Band das Bemühen neuerer sozialgeschichtlicher Ansätze „um die vergleichende Einordnung Rußlands in den Entstehungsprozeß der modernen Welt“ (Vorwort S. 10) wider. Entsprechend der Organisation der Neuen Wissenschaftlichen Bibliothek handelt es sich — mit einer Ausnahme — um Aufsätze, die bereits früher gedruckt worden sind, oder um Auszüge aus Monographien, was für die Beiträge der sowjetischen Autoren zutrifft. Übrigens erhält dieser Sammelband gerade durch die Aufnahme dieser sowjetischen Beiträge sein besonderes Gewicht. Alle Aufsätze sind ins Deutsche übersetzt worden; die kenntnisreiche Einleitung des Herausgebers vermittelt den Zugang auch für den Leser, der mit der Materie nicht enger vertraut ist. Der Band ist in drei Teile gegliedert.

Die Beiträge des ersten Teils gruppieren sich um das Thema „Sozialverfassung und Ökonomie“ im Zeitraum vor der Aufhebung der Leibeigenschaft. Am Anfang steht der Aufsatz des Herausgebers D. Geyer über „Gesellschaft als staatliche Veranstaltung. Sozialgeschichtliche Aspekte des russischen Behördenstaates im 18. Jahrhundert“, in dem über den Anteil des Staates bei der Organisierung ständischer Korporationen unter Katharina II. nachgedacht wird. Es folgt ein Beitrag des Wirtschaftshistorikers A. Kahan, Chicago: „Die Kosten der Verwestlichung in Rußland: Adel und Ökonomie im 18. Jahrhundert“, der die Aufwendungen des Adels in seinem Bestreben, die westliche Lebensweise zu erreichen, diskutiert und dabei die soziale Differenzierung des gutsbesitzenden Adels schon für das 18. Jh. betont. Die beiden nächsten Beiträge sind — von sowjetischer Seite — dem Stadt-Land-Problem gewidmet. P. G. Ryndzjanskij, Moskau, untersucht die „Städtische Ökonomie und Stadtbürgerschaft“ in der ersten Hälfte des 19. Jhs.; es handelt sich dabei um ein Kapitel seines Buches „Gorodskoe graždanstvo doreformennoj Rossii“ [Das städtische Bürgertum in Rußland vor den Reformen], 1958, in dem die sozialpolitische Situation der Stadtbewohner — des „Bürgertums“ — analysiert wird. Die wirtschaftlichen Aspirationen dieser Schicht, so zeigt der Beitrag, gingen schon lange vor 1861 mit den gesetzlichen Regelungen nicht mehr einher. Für das Land, d. h. das Dorf, kommt der bekannte Agrarhistoriker I. D. Koval'čenko, Moskau, zu ähnlichen Ergebnissen: „Zur sozialökonomischen Entwicklung des russischen Dorfes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“